



KÖLNER JUNGE AUTOREN AWARD 2017

Grau

von Manuela Dahler

„Nun, Frau Beyer, was können Sie uns zum Mordfall Peter Beyer sagen?“

Aufmerksam sah sie mich an. Ich hatte gewusst, dass diese Frage irgendwann einmal kommen würde, doch ebenso hatte ich krampfhaft versucht, dieses „irgendwann“ zu verdrängen. Überhaupt schon, wie komisch es war, gesiezt zu werden. Ich war gerade erst sechzehn Jahre alt. Sie klickerte mit ihrem Kuli und fokussierte mit Adleraugen das Protokoll vor ihr, ganz so, als hätte sie Angst vor mir.

„Sie wissen, dass Sie als Angehörige nichts erzählen müssen, das Sie belastet.“ Sie schaute auf. Sie, wie sollte ich sie nennen. Polizistin? Das wäre wohl das Gängigste. Bulle? So würde sich wahrscheinlich mein Bruder ausdrücken und sich dabei wahnsinnig cool vorkommen. Was war sie für mich? Eine Nervensäge? Eine Spionin? Oder doch eine Art Psychologin?

Ihre Mimik zeigte etwas, das ich nicht genau deuten konnte, etwas zwischen Furcht und Ungeduld angesiedelt. Ich wich ihrem Blick aus. Was sollte ich ihr erzählen? Ich konnte es doch selbst kaum fassen, wie sollten irgendwelche Fetzen aus aneinandergereihten Buchstaben ausreichen, um meine Situation zu beschreiben? Eigentlich hätte ich traurig sein müssen, dass mein Vater einen so qualvollen Tod gestorben war. Acht Messerstiche, zwei davon genau ins Herz. Wieso das so furchtbar geblutet hatte, konnte ich noch heute kaum nachvollziehen, ich dachte immer, er hätte ein Herz aus Stein, dieser Egoist von Erziehungsberechtigter. Doch ich fühlte keinen Funken der Trauer. Mein Vater war für mich kein Held gewesen. Im Gegenteil, er hatte mir immer wieder gezeigt, was für ein Teufel er war. Mich ausgenutzt, als Zielscheibe seiner ungebändigten Wut, vor der damals auch meine Mutter geflohen war. „Schlimme Kindheit“ nannte man das wohl, doch ich bezweifelte, dass auch nur ein Bruchteil der Menschen, die dieses Wort in den Mund nahmen, wirklich wussten, was sie darunter zu verstehen hatten.

„Dieses Gespräch ist streng vertraulich, das verspreche ich Ihnen“, meinte sie. War das eine Strategie, um die Zeugen auszupressen?

Um ihre spürbare Ungeduld ein wenig zu besänftigen, versuchte ich ihr eine möglichst knappe Antwort unterzujubeln. „Er ist gestorben. Freitagabend. Messerstiche ins Herz. Zu Hause.“ Ich wusste, dass das nicht das war, was sie eigentlich wissen wollte, aber das war wenigstens etwas.

„Nun ja, das ist mir bereits bekannt, vielen Dank. Ist Ihnen am Mordabend etwas Ungewöhnliches aufgefallen?“

Ja, dachte ich, dass ich mit diesem Arschloch allein zu Hause war, weil mein Bruder mit seinen Freunden ins Kino gegangen war. Und dass ich mich vor Angst in meinem Zimmer eingeschlossen hatte, Angst vor meinem Vater. Wenn man dieses Wesen überhaupt Vater nennen konnte. Aber das würde ich ihr nie erzählen. Genauso wenig wie die Tatsache, dass mich dieses Arschloch jahrelang misshandelt hatte. Besoffen drosch er auf mich ein und erinnerte mich immer wieder daran, wie nutzlos und dumm ich war, nur dass ich es ja nicht vergessen würde.

„Es hat geregnet“, antwortete ich ihr mit monotoner Stimme. Sie versuchte ein mitleidiges Lächeln, doch es gelang ihr nicht.

Akte 5768 – Mord an P. Beyer, las ich, als ich unauffällig auf ihr Protokoll schielte. Er hat es verdient, huschte ein dunkler Gedanke durch meinen Kopf, doch insgeheim musste ich ihm Recht geben. Ich fühlte mich unendlich erlöst, jetzt, da der Spuk endgültig ein Ende gefunden hatte und zugleich ließ mich diese Mordgeschichte erschauern. Wenn jemand in der Lage war, meinen Vater zu töten, wer war dann das nächste Opfer? Auch wenn mein Leben bis jetzt nicht besonders schön war, ich hing doch sehr daran.

Grau von Manuela Dahler



KÖLNER JUNGE AUTOREN AWARD 2017

Erwartungsvoll schaute sie mich an, wartete darauf, dass ich fortfahren würde. Ich tat ihr den Gefallen, da die Blicke aus ihren grellgrünen Augen Unbehagen in mir auslösten. „Nun ja, ich war zu Hause. Es war zwischen 19 und 21 Uhr. Ich habe ihn lediglich tot aufgefunden, den Mord habe ich nicht gesehen.“

„Das ist doch schon einmal etwas.“ Täuschte ich mich oder *freute* sie sich darüber? „Wüssten Sie denn jemanden, der einen Grund hätte, Ihren Vater zu töten?“

Liebe Frau, ich musste mich sehr beherrschen, das nicht laut zu sagen, *es wäre schwieriger, jemanden zu finden, der keinen Grund hätte*. Spontan fiel mir kein unbeliebter Mensch ein als mein Vater. Er war Alkoholiker, arbeitslos und verhielt sich wie der letzte Penner.

„Ich meine, hatte er Schulden oder einen Streit oder etwas dergleichen? Haben Sie etwas gehört, als der Mord passiert ist? Zum Beispiel Geschrei oder Schüsse?“

Mein Vater wurde erstochen, *nicht* erschossen. Langsam hatte ich wirklich das Gefühl, Gast bei einer sehr schlechten Talkshow zu sein und nicht bei einem Gespräch auf dem Polizeirevier.

„Wie würden sie das Verhältnis ihres Bruders zu Ihrem Vater beschreiben?“

War das ihr Ernst? Es gab kein Verhältnis. Weder zu mir, noch zu meinem Bruder oder sonst jemandem. Ich wollte ihr gerade wenigstens auf eine ihrer tausend nervtötenden Fragen eine Antwort geben, doch da stand er vor mir. Bullig, breitschultrig, Oberarme wie Baumstämme. Ich zuckte zusammen. Seine grellgrünen Augen schossen Blitze in meine Richtung und sein Ausdruck war sehr entschlossen. Ich zitterte. Er tat einen Schritt auf mich zu und zog seinen Gürtel hinter dem Rücken hervor. Ich wich zurück. Seine Pranke wollte mich krallen, doch ich duckte mich. Schwungvoll holte er aus und drosch auf mich ein. Vor Schmerzen verkrampfte ich mich. Er lachte böse auf. Ich weinte vor Angst. Erst als ich den dumpfen Aufprall einer dicken Träne auf den Grauton des Tisches hörte, bemerkte ich, dass ich mir das nur eingebildet hatte. Er konnte mir jetzt nichts mehr tun. Seit einer Woche schmorte er tief unten in der Erde.

Aus den Augen, aus dem Sinn. Nur leider war das gar nicht so einfach.

Ein Räuspern unterbrach mich. Sie hielt mir ein Taschentuch unter die Augen. Ich musste es, wohl oder übel, entgegennehmen.

„Ich kann verstehen, dass Sie das alles mitnimmt, Frau Beyer. Es war schließlich Ihr Vater.“ Mitleidig sah sie mich an, doch ich schaute weg.

Nein du verstehst gar nichts. Du redest immer noch über ihn, als wäre er ein Mensch gewesen. Er war ein Monster. Und er hatte keinen Funken Trauer verdient.

„Nein“, wiegelte ich ab, „das ist nur ein Kreislaufvorfall. Ich habe heute morgen vergessen, meine Tabletten zu nehmen.“ Ich hoffte, dass ich wenigstens diese eine Mal im Leben glaubwürdig lügen konnte.

„Nun ja“, sie war leiser geworden, „eine Frage hätte ich noch an Sie. Wir haben am Tatort etwas gefunden. Warten Sie...“

Was tat ich denn sonst die ganze Zeit, seitdem ich hier war? Ich wartete schon seit fast einer Stunde, dass sie endlich ihre Fragestunde beendete und ich wieder gehen konnte. Sie kramte eine kleine Plastiktüte aus einer Schublade und legte sie vor mir auf den Tisch.

„Und was war jetzt die Frage?“ Ich schaute bewusst auf die Wand hinter ihr. Trotzdem sah ich sie noch, wenn auch nicht scharf.

„Nun ja, ob sie es schon einmal gesehen haben.“ Unsicher strich sie eine Strähne hinters Ohr, die ihr einen Augenblick später wieder ins Gesicht hing. Lustlos nahm ich die durchsichtige Folie in die Hand und hielt sie ins Licht, um den Inhalt besser erkennen zu können.

Wow, ein Kinderarmband, fuhr es mir durch den Kopf.

Doch beim genaueren Betrachten hätte ich mir gewünscht, es noch nie in meinem Leben gesehen zu haben. Die Farben, das Muster, alles schien mir so vertraut. Ich schluckte heftig. Erwartungsvoll blickte sie mich an. Doch ich gab noch keine Miene preis. Plötzlich fühlte ich mich, wie wenn ich in die Vergangenheit gereist wäre. Es war der Tag, an dem meine Mutter in der Nacht weggelaufen war, zu ihrer Freundin, wie sich später herausstellte. Ich hatte den ganzen Morgen zwischen Bergen



KÖLNER JUNGE AUTOREN AWARD 2017

von Taschentüchern und tausenden Tränen verbracht und war so leer, dass keine einzige Träne sich den Weg aus meinen bereits geröteten Augen bahnte und meine Welt für einen Augenblick lang verschwimmen ließ. Mein Erziehungsberechtigter, den ich schon seit diesem Zeitpunkt nicht mehr „Vater“ nannte, weil er es einfach nicht verdient hatte, schrie mich in regelmäßigen Abständen an, schlug mich noch mehr als sonst und gab mir die Schuld an der Flucht meiner Mutter. Ich wäre auch gerne weggelaufen, doch vor Kummer konnte ich keinen einzigen Gedanken mehr klar denken. Da kam mein Bruder, er war zwei Jahre älter als ich, in mein Zimmer und nahm mich tröstend in den Arm. Damals erklärte er mir, dass er mich immer vor ihm beschützen wollte und versprach mir, mein bester Freund zu sein. Ich freute mich so sehr darüber, dass ich tags darauf, ich war beinahe sieben Jahre alt, zwei fast identische Armbänder anfertige und ihm eines davon schenkte (Ich war der Ansicht, dass Freunde so etwas brauchten). Ich wusste, dass er es die ganzen Jahre gehütet hatte, wie einen Schatz, obwohl wir längst aus den Kindertagen herausgewachsen waren, wie aus einem alten Paar Schuhen. Doch ich konnte nicht glauben, dass er etwas damit zu tun hatte. Das war bestimmt ein Missverständnis.

„Kennen Sie dieses Beweisstück nun oder nicht?“ Durchdringend sah sie in meine Richtung, als ob sie etwas aus meinen Gedanken herauslesen wollte.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. „Nein“, ich versuchte, möglichst locker zu bleiben, „noch nie gesehen.“

„Ein anderer Zeuge meinte aber, es würde Ihrem Bruder gehören.“ Triumphierend hob sie den Kopf, stolz, dass sie meine Lüge entlarvt hatte. So viel zum Thema „vertrauliches Gespräch“.

„Stimmt das?“, stellte sie die rhetorische Frage.

„Kann sein“, murmelte ich einsilbig.

„Was halten Sie von meiner Theorie: Ihr Bruder wollte Ihrem Vater alles heimzahlen, was in den letzten Jahren passiert ist, zum Beispiel die Scheidung oder die Alkoholsucht. Wäre da etwas daran?“

„Nein“, entfuhr es mir. Meine Stimme war nur noch ein Kieksen. Sollte ich sie noch etwa dafür loben, dass sie so wunderbar kombiniert hatte – und dabei die Hälfte unterschlagen hatte?

„Haben Sie eine andere Theorie?“

„Nein, aber schließlich werden Sie dafür bezahlt, Verbrechen zu klären.“ Okay, Sie vielleicht nicht, fügte ich in Gedanken hinzu.

„Mein Bruder ist kein Mörder. Er ist der friedlichste Mensch der Welt. Er würde so etwas nie tun.“

Bist du dir da wirklich so sicher?, fragte eine leise Stimme in meinem Kopf. Nein, das war ich mir nicht. Und genau das hätte nie passieren dürfen, dass ich meinem Bruder, meinem besten Freund, nicht mehr vertraute. Ich konnte mir schon mögliche Gründe ausmalen. Doch die Vorstellung, dass mein Bruder ein Mörder sein könnte, überstieg meinen Verstand. Sie benebelte mich und schien mich mit Eisennägeln zu durchbohren. Vorbei war die Vorstellung meines Helden, vorbei der Traum von einer gerechten und friedlichen Welt. Diese Erkenntnis stellte einfach alles auf den Kopf. Ich stieß den grauen Stuhl, auf dem ich saß, auf den noch graueren Boden und rannte zur Tür und geradeaus weiter, aus dem hellgrauen Präsidium, durch die dunkelgrauen Straßen, bis ich nicht mehr konnte. Wie eine Seifenblase war meine Welt zerplatzt und hatte alle Farben mit sich gerissen. Zurück blieb eine graue Welt.